

Zeitschrift: Jahrbuch Oberraargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberraargau
Band: 41 (1998)

Artikel: Beckihefti-Fritzeli : ein Geschirrflicker aus Huttwil
Autor: Rettenmund, Jürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beckihefti-Fritzeli

Ein Geschirrflicker aus Huttwil

Jürg Rettenmund

«Aber alle diese kleinstädtischen Tageserscheinungen waren bedeutungslos gegenüber dem Auftreten des Beckibüetzers. Zweimal im Jahre, im Frühling und Spätsommer, bog er eines Tages in den Süesswinkel ein. Die kleine Werkkiste, die er an zwei Lederriemen auf dem Rücken trug und die einem Nachttischli glich, stellte er in einen der hinteren Hauswinkel. Dann stellte er seine Spindel auf, legte die Instrumente, Bohrer, Draht, Beisszange, Kitt und Wischlappen auf die kleine Werkbank. Dann hob er die zum Schalltrichter geformten Hände zum Mund und rief: «Beckibüetzer – de Beckibüetzer isch dooo!»

Das Echo im Hof war gewaltig. Die Fenster flogen auf. Unter den Haustüren erschienen die Frauen mit ganzen Scherben in den drillichenen Küchenschürzen, und nach einer halben Stunde war ein ganzes Arsenal zerbrochenen Geschirrs um den Scherbendoktor ausgelegt.»¹

Ähnlich, wie es Leopold Hess in seinen Jugenderinnerungen aus Luzern beschreibt, dürfte es auch in der Umgebung von Huttwil um die letzte Jahrhundertwende zugegangen sein, wenn Friedrich Vetter, in eine alte Uniform gehüllt, den alten Soldatentornister auf dem Rücken, von Haus zu Haus humpelte. «Heit der nüt zhefte?» fragte er unter der Haustüre und liess sich nicht ohne weiteres abweisen. Man trug Sorge zu den Dingen im Haushalt und legte auch in Bruch gegangene Gefässe beiseite. Mit den Scherben setzte sich Friedrich Vetter auf die Bank vor dem Haus, die Türschwelle oder die Gadentreppe.

Der Arbeitsgang

Den Arbeitsgang haben Paul Hugger und Hans Marti 1972 bei einem der letzten noch lebenden Geschirrflicker im Napfgebiet in einem Film fest-

gehalten und in der dazugehörenden Dokumentation beschrieben: «Zuerst ritzt Marti den Spalt frisch an, damit der Kitt besser hält. Er bringt in Abständen von rund anderthalb Zentimetern beidseits des Risses Haftlöcher an, wobei er darauf achtet, dass er sie nicht zu nahe dem Riss setzt, weil sonst beim Bohren leicht ein Stück abspringt. Die Bohrstellen werden mit der Ahle leicht gekörnt, «vorgstumpt», damit die Bohrnadel hernach besser aufsitzt. Er setzt den altertümlichen Drillbohrer an. [...] Als Haften benutzt Marti, im Gegensatz zu den meisten andern Beckibüetzer, Nägel, denen er den Kopf abzwackt. Draht [wie ihn auch Friedrich Vetter benutzte] sei weicher und deshalb ungünstiger, erklärt Marti. Das Nagelstück wird beidseits so abgewinkelt, dass es wie eine Klemme in die beiden Bohrlöcher greift, wobei es im befestigten Zustand eine gewisse Spannung ausüben muss. Dafür ist gutes Augenmass vonnöten. Die so vorbereitete Klammer wird mit der Zange leicht festgeschlagen. Je nach Länge des Risses setzt Marti zwei bis drei Klammern. Die Bezahlung richtet sich danach. Pro Klammer verlangt Marti zwanzig Rappen. Abschliessend werden die Bohrlöcher, soweit sie nicht von den Haften ausgefüllt sind, und die Spalten – besonders dort, wo die Kanten beschädigt sind – sorgfältig mit Kitt zugestrichen. So wird das Gefäss dicht gemacht. Ein Jahr mindestens soll es nun täglich im Gebrauch stehen können.»²

Der Geschirrflicker befasste sich nur mit beschädigtem irdenem Geschirr, Tassen, Schüsseln, Milch- und Kaffeekrügen aus Steingut. Porzellan ist zu hart, als dass man es heften könnte. Damit ein Riss oder Sprung geheftet werden konnte, durfte er nur in einer Richtung verlaufen.³

Der Bohrer

Der Drillbohrer des Geschirrflickers war früher weit verbreitet. Alfons Maissen hat seine Funktionsweise wie folgt beschrieben: «Der Drillbohrer besteht aus einem 20 bis 70 und mehr Zentimeter langen Bohrstecken, an dessen unterem Ende ein etwa 4 bis 6 Zentimeter langer zugespitzter Nagel hervorsteht, der als Spitzbohrer dient. Am Bohrstecken ist der in der Mitte durchbohrte Drillgriff eingelassen. Zuäusserst am Drillgriff ist an beiden Enden eine Schnur befestigt, die in ihrer Mitte oben am Bohrstecken durch eine Öse geht. Unten am Bohrstecken, etwa 5 bis 10 Zenti-



Der Geschirrflicker Friedrich Vetter. Illustration zur «Heimatkunde von Huttwil» von Ernst Baehnke, 1915.

meter oberhalb des Spitzbohrers, befindet sich das Schwungrad, bestehend aus einem schweren Hartholzstück.⁴

Man fasst nun den Drillgriff mit der rechten Hand so an, dass die drei mittleren Finger über den Griff hinunterragen. Der Bohrstecken liegt zwischen Zeige- und Mittelfinger. Um den Bohrer in Bewegung setzen zu können, muss er zuerst gespannt werden, d.h. man dreht ihn oben am Bohrstecken, indem man dabei den Drillgriff festhält; die Schnur wird so um den Bohrstecken gewickelt, und der Griff automatisch gespannt und nach oben gezogen. Nun drückt man auf den Griff. Dieser Druck wickelt die Schnur ab und dreht zugleich den Drillbohrer mit sich. Durch das Gewicht des Schwungrades überschreiten die Drehungen den untern Ruhe-

punkt, so dass sich die Schnur links aufwickelt und den Bohrer neuerdings spannt. Beim zweiten Druck dreht sich der Bohrer rückwärts und überschreitet wieder den Ruhepunkt, um neuerdings selbsttätig gespannt zu werden. Es wird nicht jedem beim ersten Versuch gelingen, dieses kleine Kunstwerk auszuführen. Entweder drückt man zu stark auf den Bohrer und verhindert so die gleichmässige Pendeldrehung, oder man rückt Griff und Schnur aus ihrer waagrechten Lage, so dass sie sich am Bohrstecken einklemmen.»⁵

Der Drillbohrer ist eine logische Weiterentwicklung des Feuerquirls, der ursprünglich zwischen den flachen Händen gedreht wurde, um Feuer zu entfachen. Ein Schnurzug oder ein Bogen verbesserten den Antrieb. Dank der einfachen, runden Holzscheibe, die als Schwungrad wirkt, wird es möglich, die Drehbewegung zusammen mit dem Druck auf die Unterlage zu erzeugen und ohne erneutes Spannen des Schnurzuges zu wiederholen; zugleich wird die Achse der Drehung stabilisiert. Dieser älteste mechanische Antriebsbohrer erzeugt allerdings keine kontinuierliche Drehung, sondern ein abwechselndes Hin und Her. Deshalb kann er auch nur mit dem primitivsten aller Bohrer, dem Spitzbohrer, betrieben werden.

Das Schwungrad

Der Drillbohrer gehört – zusammen mit der Töpferscheibe – zu den ältesten bekannten Anwendungen des Schwungrades. Dieses hat zwei Eigenschaften, die sich als technische Verbesserung auswirken:

- Es ist wie jede bewegte Masse ein Energiespeicher. Die gespeicherte Energie ist abhängig von der Masse des Schwungrades und der Entfernung dieser Masse von der Drehachse.
- Da Massen träge sind, das heisst ohne äussere Krafteinwirkung sowohl in Ruhe wie in ihrer Bewegung verharren, wirkt ein Schwungrad auch stabilisierend; und zwar sowohl auf die Drehbewegung wie auch auf die Position der Drehachse im Raum.

Die stabilisierende Wirkung ist vom Kreisel bekannt, doch auch Fahrrad- und Motorradfahrer werden durch die Trägheit der drehenden Räder vor einem Sturz bewahrt. Schwungräder halten in Flugzeugen und auf Schiffen Navigationsinstrumente in ihrer räumlichen Ausrichtung fest. Auch der Plattenteller des Plattenspielers ist als Schwungrad ausgestaltet, da-



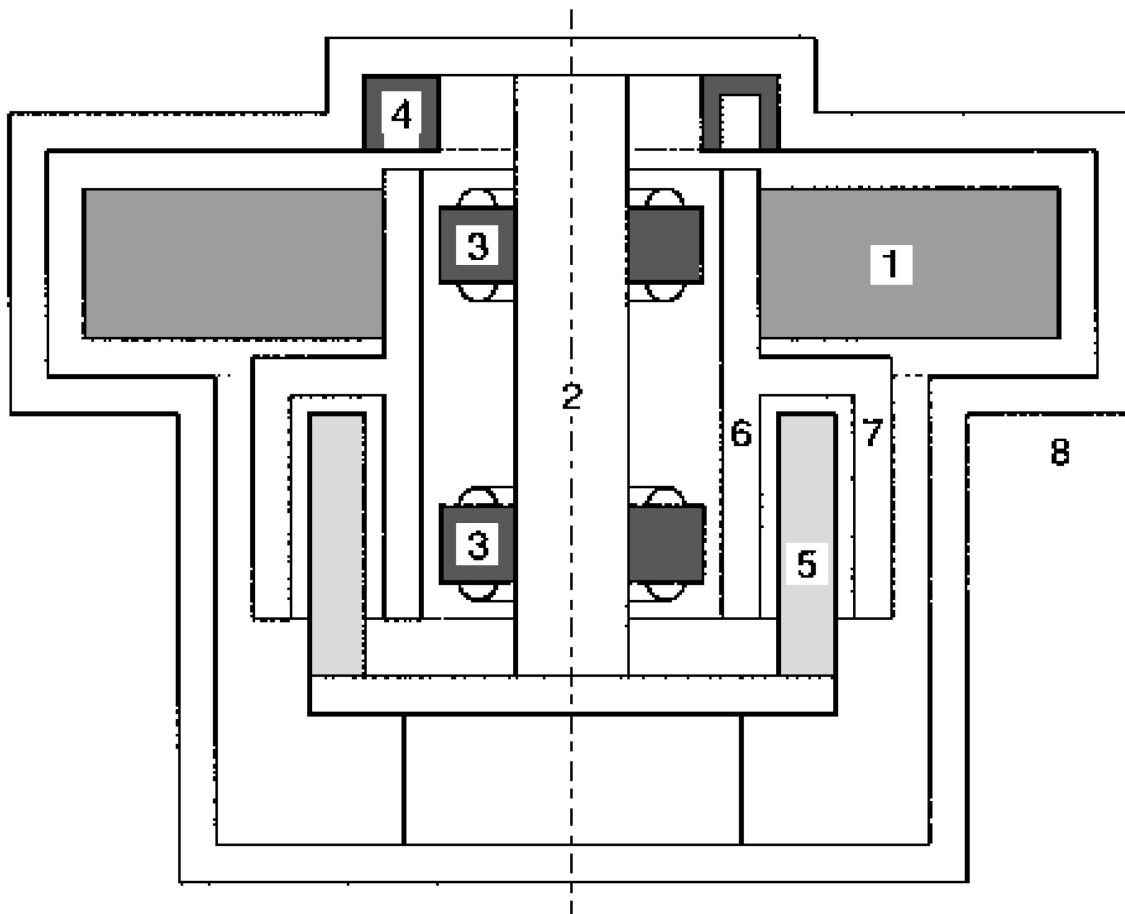
Der Bohrer von Geschirrflicker Friedrich Vetter.

mit er absolut gleichmässig dreht. Letztlich sind auch die Erde und andere Himmelskörper nichts anderes als Schwungräder: Ihre Eigendrehung hält sie stabil auf ihrer Bahn. So entstehen die regelmässigen Tages- und Jahreszeiten.

Seit der industriellen Revolution ist das Schwungrad aus der Technik nicht mehr wegzudenken. Bei Motoren, die von ruckartigen Energiestössen angetrieben werden, sorgt es für einen Ausgleich und damit für eine ruhige Bewegung. Bekannt sind Spielzeug-Fahrzeuge mit Schwungradantrieb. Versuche mit Schwungrädern wurden auch für den Antrieb richtiger Fahrzeuge gemacht. In den fünfziger Jahren entwickelte die Maschinenfabrik Oerlikon einen Autobus, der mit einem 1,5 Tonnen schweren Schwungrad sechs Kilometer weit fahren konnte. Dieser Gyrobus verkehrte in der Schweiz versuchsweise in Aarau, in Altstätten SG, in Yverdon sowie zwischen Flüelen und Altdorf, erreichte allerdings die Schwelle der Wirtschaftlichkeit nie. Erfolgsversprechender ist der Einsatz in sogenannten Hybridantrieben, bei denen ein Schwungrad mit einem Verbrennungs- oder Elektromotor kombiniert wird.

In der modernen Technik erlebten Schwungräder eine eigentliche Renaissance. Begonnen hat die Entwicklung moderner Schwungradrotoren in der US-Raumfahrt. Für Satelliten und kleine Raumstationen werden Schwungräder als kinetische Energiespeicher zur Überbrückung der Energieversorgung im Erdschatten und gleichzeitig zur Lageregelung eingesetzt. Schwungräder stellen heute in vielen Anwendungen einen sinnvollen Ersatz für statische Energiespeicher wie Batterien oder Kondensatoren dar, weil sie innert kürzester Zeit sehr hohe Energiemengen aufnehmen und abgeben können, ohne dabei – wie eine Batterie – Schaden zu nehmen. Zudem können sie praktisch unbegrenzt oft geladen und wieder entladen werden.

Moderne Schwungrad-Energiespeicher haben allerdings mit dem Bohrer des Geschirrflickers ausser dem Prinzip nur noch wenig gemeinsam. Als Beispiel mag der sogenannte Kinetische Kurzzeit-Energie-Speicher (KIS) dienen, der an der ETH Zürich anfang der neunziger Jahre entwickelt und untersucht worden ist:⁶ Das Schwungrad mit einem Durchmesser von 68 Zentimeter dreht sich zusammen mit dem Rotor der elektrischen Maschine in einem 87×81 Zentimeter grossen Gehäuse. Um die angestrebte Energiemenge speichern zu können, wird es auf bis zu 15 000 Umdrehungen pro Minute beschleunigt. Seine äussersten Punkte erreichen dabei



Prinzipskizze des Schwungrad-Energiespeichers (KIS) der ETH Zürich: 1. Schwungrad; 2. Stator der radialen Magnetlager; 3. radiale Magnetlager; 4. axiales Magnetlager; 5. Stator der elektrischen Maschine; 6. innerer Teil des Rotors; 7. äusserer Teil des Rotors; 8. Gehäuse.

eine Geschwindigkeit von 600 Metern pro Sekunde (2160 km/h). Den dabei auftretenden Belastungen halten nicht alle Materialien stand. Das Schwungrad besteht deshalb aus geflochtenen Bändern aus Glasfaser im inneren und Kohlefaser im äusseren Schwungradbereich. Gross wären bei dieser Geschwindigkeit auch die Reibungswiderstände an der Luft und der Achse. Deshalb drehen Rad und Rotor im Innern des Gehäuses in einem Vakuum und werden durch berührungslose Magnetlager in Position gehalten.

Das KIS-System wurde für eine konkrete Anwendung entwickelt: Mit einer nutzbaren Energie von 1 kWh und einer Leistung von 250 kW soll es Lastspitzen bei Schweißmaschinen ausgleichen. Doch auch an mobile Anwendungen wird gedacht; im Hinblick darauf wurde eine vertikale

Drehachse gewählt. So könnte das System in Fahrzeugen die Leistung für das Beschleunigen liefern und beim Bremsen die Energie wieder rekupe-rieren. Bei sehr viel grösseren Leistungen könnten damit auch Lastschwankungen in Netzknoten der Elektrizitätsversorgungen ausgeglichen werden.

Friedrich Vetter

Eduard Marti, der Geschirrflicker, den Paul Hugger und Hans Marti beschrieben haben, hat diese Tätigkeit, neben anderen Hilfsarbeiten, Botengängen und Kleinhandel, sein Leben lang ausgeübt. Auch sein Vater und vermutlich bereits sein Grossvater gingen der gleichen Tätigkeit nach. Im Gegensatz dazu war Friedrich Vetter⁷, geboren 1844, ursprünglich Briefträger gewesen. In den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts erlitt er einen Schlaganfall, der ihm einen Arm und ein Bein lähmte, so dass er seine Botengänge nicht mehr versehen konnte und von der Post entlassen wurde. Von der Gemeinde erhielt er einen kleinen Armenbeitrag. Um diesen aufzubessern, wurde er Geschirrflicker. Wie er mit seiner Behinderung die dazu nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten erwarb und wie er zu seinem Werkzeug kam, wissen wir nicht. Weil er aber trotz seinem harten Schicksal immer fröhlich und zufrieden war und zuweilen mit drolligen Spässen und Schlagfertigkeit überraschte, blieb er ein willkommener Gast, den man zwar nicht in die Visitenstube führte, der aber meistens ausser dem Helferlohn noch etwas Brot, Speck, Obst oder dergleichen mit auf den Weg bekam. Auch die meisten Kleider erhielt er geschenkt, gewöhnlich ausgediente Uniformstücke. Friedrich Vetter starb 1911 nach kurzer Krankheit im Spital Huttwil.

Die Geschirrflicker, die man in früheren Jahren in weiten Teilen Europas nachweisen kann, verschwanden mit der industriellen Massenproduktion und dem Wandel im Umgang mit Rohstoffen und ausgedienten Geräten. Eduard Marti, geboren 1918 in Zell, hatte seine Geschäftstätigkeit bis weit in die Nachkriegszeit den neuen Gegebenheiten anzupassen gewusst. Er inserierte im «Emmentaler Blatt» und machte sich weitherum bekannt. Selbst aus dem Baselbiet, dem Berner Jura, dem Solothurnischen und Neuenburgischen erreichten ihn per Post ganze Pakete voller Geschirr zum Flickern. Mit der Zeit musste aber auch er sich den geän-



Der Geschirrflicker Friedrich Vetter. Gipsfigur von Ernst Baehncke.

dernten Gewohnheiten beugen. Zunehmend verdrängten Plastikgefässe das alte Tongeschirr, andererseits wurde es mit dem wachsenden Wohlstand durch Porzellan ersetzt. Als Paul Hugger und Hans Marti Eduard Marti «entdeckten», hatte dieser seine Arbeit bereits seit ein paar Jahren aufgegeben. Für die Filmaufnahmen hat er sie 1972 speziell noch einmal vorgeführt.

Anmerkungen

- 1 KÖBI AMSTUTZ: Eine Jugend in Luzern. Luzern und Stuttgart 1966, S. 18; zitiert nach PAUL HUGGER und HANS MARTI: Ein «Beckibüetzer» (Geschirrflicker) aus dem Napfgebiet. Altes Handwerk, Heft 31. Basel 1972, S.5
- 2 HUGGER/MARTI, S. 13/14
- 3 HUGGER/MARTI, S. 12/13
- 4 Der Bohrer von Friedrich Vetter hat folgende Masse: Bohrstecken 35 cm; Schwungrad-Durchmesser 8,5 cm, Breite 3,2 cm; dieses befindet sich 4,5 cm oberhalb des Spitzbohrers; Länge des Spitzbohrers 3 cm. Das Schwungrad weist auf der Aussenseite eine konvexe Wölbung auf und ist mit einfachen Rillen verziert
- 5 A. MAISSEN: Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in Romanisch Bünden. Romanica Helvetica 1943, S. 146 f. Zitiert nach Marti/Hugger, S. 13/14
- 6 MARKUS AHRENS: Zur magnetischen Lagerung von Schwungrad-Energiespeichern. Diss. ETH Zürich 1996. PETER VON BURG: Schnelldrehendes Schwungrad aus faserverstärktem Kunststoff. Diss. ETH Zürich 1996
- 7 Biografische Angaben aus: ERNST NYFFELER, Heimatkunde von Huttwil. Huttwil 1915, S. 330/331; sowie dem Nachruf im «Unter-Emmentaler» vom 7. Juni 1911